

VOLKER DÜTZER

**DAS
AMBROSIA
EXPERIMENT**

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

Credits

Über dieses Buch

Sie träumen von Unsterblichkeit – und sind bereit, dafür über Leichen zu gehen

Auf der einen Seite: ein Mord in Koblenz. Eine Schönheitsklinik in den Alpen. Und eine Gruppe sehr reicher, sehr mächtiger Männer, die bereit ist, andere sterben zu lassen, um selbst am Leben zu bleiben. Auf der anderen Seite: die junge Laborantin Jule Rahn und der zwangsversetzte Kommissar Lucas Prinz. Beide fest entschlossen herauszufinden, was sich hinter den Machenschaften dieser Männer verbirgt. Gemeinsam kommen die beiden einem Verbrechen auf die Spur, dessen Ausmaß sie fassungslos macht. Und dessen Drahtzieher haben nicht vor, die beiden am Leben zu lassen ...

Über den Autor

Volker C. Dützer, geb. 1964, lebt und arbeitet im Westerwald. Die Bandbreite seiner Romane reicht vom Science-Thriller bis zum Kriminalroman, sein Thriller »Nexx« ist 2017 bei Knauer erschienen.

VOLKER DÜTZER

**DAS
AMBROSIA
EXPERIMENT**



beTHRILLED

Originalausgabe

»be« – Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dr. Arno Hoven

Lektorat/Projektmanagement: Rebecca Schaarschmidt

Titelgestaltung: Massimo Peter-Bille unter Verwendung von Motiven

von © Shutterstock: Eky Studio | Runrun2

eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-6700-3

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Für Top-Agentin oOA, die es wieder mal geschafft hat.

*I wish I never woke up this morning.
Life was easy when it was boring.
(The Police, Darkness)*

1

Der 2. November war kein gewöhnlicher Tag im Leben von Jule Rahn, obwohl er begann wie jeder andere. Jeden Morgen setzte sie den linken Fuß 923-mal vor den rechten, um von der Bushaltestelle am Deutschen Eck zu ihrem Arbeitsplatz im Paracelsus-Labor zu gelangen. Jeden Nachmittag nahm sie denselben Weg zurück. Jule mochte Ordnung. Das Unbekannte, Unvorhersehbare jagte ihr eine Höllenangst ein.

An diesem Montagnachmittag war sie jedoch entschlossen, zum ersten Mal von ihrer exakt berechneten Route abzuweichen.

Um die lähmende Angst niederzuringen, bediente sie sich unterschiedlicher Rituale. Sie gaben ihr das Gefühl, dass alles in Ordnung war. Eines dieser Rituale war das Zählen ihrer Schritte.

Es kann nichts passieren, nichts passieren.

Das Flüstern der Zahlen, die sich ordentlich wie Perlen auf einer Schnur aneinanderreiheten, half ihr, die stets am Rand ihres Bewusstseins lauenden Panikattacken von sich fernzuhalten. Der Drang, den Käfig ihrer Zwangshandlungen zu sprengen, war heute so stark wie nie zuvor. Jule wollte den in ihren Augen selbstmörderischen Anfall von Mut nicht ungenutzt verstreichen lassen. Die meisten Tage waren grau, aber dieser war blau. Und das bedeutete Hoffnung.

Mit gesenktem Kopf wich sie den wenigen Passanten aus. Ein scharfer Wind wehte von Norden her über das Rheintal und

zwang die Leute, ihre geröteten Nasen und Wangen hinter wärmenden Schals zu verbergen. Der Winter kam früh in diesem Jahr.

Als sie sich allein glaubte, verlangsamte sie ihre Schritte und blieb schließlich stehen. Benutzte sie weiterhin den Uferweg, würde sie nach exakt 416 weiteren Schritten die Bushaltestelle erreichen. Nichts Außergewöhnliches würde dann geschehen und der Tag wie alle anderen zu Ende gehen.

Zu allem entschlossen, wandte sie sich nach links. Eine Gasse führte zu einer parallel zum Fluss verlaufenden Straße. Folgte sie ihr, würde sie auf eine Seitenstraße treffen, die am Zusammenfluss von Rhein und Mosel endete. Ein kleiner Umweg, ein Kinderspiel, keine große Sache.

Es kann nichts Schlimmes passieren, nichts passieren, nichts passieren.

Einen Umweg von fünfhundert Metern in Kauf zu nehmen erforderte von niemandem Heldenmut. Für Jule allerdings bedeutete der Entschluss ein Abenteuer. Vorsichtig, als würde sie sich in einen Dschungel voller tödlicher Gefahren hineinwagen, setzte sie einen Fuß vor den anderen und entfernte sich immer weiter von ihrer gewohnten Strecke. Sie hatte genug Zeit eingeplant, um den Bus rechtzeitig erreichen zu können.

Ihre Hoffnung stieg, das Gefängnis ihrer Zwangsneurosen für eine kurze Zeit verlassen zu können, doch nach 86 Schritten prallte sie gegen eine unsichtbare Mauer. Ein erdrückendes Gewicht senkte sich auf ihre Brust und machte jeden Atemzug zur Qual. Sie blieb so plötzlich stehen, als wäre sie gegen die Gitterstäbe eines imaginären Käfigs gestoßen. Jule fühlte sich wie eine der Mäuse, die im Labor für medizinische Versuche benutzt wurden. Sie irrte im Labyrinth ihrer Furcht umher und

suchte panisch nach dem Ausgang. Die kümmerliche Handvoll Mut, die sich in ihr Herz verirrt hatte, schmolz zusammen wie ein Schneeball auf einer heißen Herdplatte. Wie hatte sie nur glauben können, es würde auf eine so einfache Weise funktionieren?

Sie drehte vor der eingebildeten Barriere um und ging zum Uferweg zurück. Jule Rahn, die kleine menschliche Lokomotive, hatte dreist versucht, von den Schienen zu hüpfen. Wo doch jeder wusste, dass ein Zug, der entgleist, auf eine Katastrophe zusteuert.

Jule presste die Lippen zusammen und eilte mit gesenktem Kopf voran. Enttäuscht wischte sie eine Träne fort, die sich in ihren Augenwinkel verirrt hatte.

Abgesehen von dem Mann, der auf einer Bank saß, war der Uferweg menschenleer. Die Augen auf den nassen Asphalt gerichtet, ging sie zögerlich weiter. Als sie die Bank erreichte, warf sie dem Mann einen scheuen Blick zu und beschleunigte ihre Schritte. Er war hager wie ein trockener Ast; und die Stoffhose und der weite Wintermantel wirkten viel zu groß für seine ausgezehrtc Gestalt. Sie sah aus dem Augenwinkel, dass er den Kopf hob und sie anstarrte. Unbeirrt lief sie weiter, denn er war so wenig real wie die unüberwindliche Mauer der Angst. Manchmal tauchte er monatelang nicht auf, dann wieder quälte er sie im Abstand weniger Tage. Seit vergangenem Freitag war sie ihm dreimal begegnet, so kurz hintereinander wie nie zuvor. Dr. Gottfried hatte ihr erklärt, warum sie ihn und die anderen sah – die Frau mit dem toten Kind auf dem Arm, den Jungen und die blonden Zwillinge. Es hatte etwas mit den Schuldgefühlen zu tun, die sie verdrängte. Jule wollte eigentlich nichts davon wissen. Aber seit sie begonnen hatte, im Labor mit Menschen zu reden, die nicht da waren, musste sie ihre

Therapiestunden ernster nehmen. Sie mochte ihren Job. Er war alles, was sie hatte. Sie durfte ihn nicht verlieren.

Der Hagere rief ihr etwas hinterher, aber sie verstand seine Worte nicht. Weil sie nicht existierten. Jule lief rasch weiter.

Die kahlen Zweige der Weiden klapperten wie von der Sonne gebleichte Knochen. Zwei Nilgänse segelten tief über das Wasser und steuerten in einem eleganten Bogen auf die andere Rheinseite zu. Die Vögel flogen, wohin sie wollten. Jule zählte Schritte.

Sie ging unter der Horschheimer Brücke hindurch, über die in diesen für Jule so wichtigen Augenblicken Dutzende Menschen dahinhasteten, ohne zu ahnen, welche Seelenqualen sie ausstand.

Unvermittelt traf sie das Schicksal mit der Wucht einer Sturmbö, die ihr Leben wie einen Haufen welches Laub durcheinanderwirbelte. Ein schwerer Gegenstand klatschte neben ihr in den Fluss; ein schmutziger brauner Sprühregen benetzte ihren Mantel. Im nächsten Moment wurde ihr klar, dass im flachen Wasser bäuchlings ein menschlicher Körper trieb. Der mit spärlichem grauem Haar bedeckte Kopf ruhte – das Gesicht von ihr abgewandt – auf der mit Grauwacke bewehrten Uferböschung. Aus einer Wunde am Hinterkopf sickerte Blut und sammelte sich in einer dickflüssigen Lache zwischen den Steinen. Der Kleidung nach zu urteilen, handelte es sich um einen Mann. Er trug eine beigefarbene Regenjacke, eine graue Hose und abgewetzte braune Schuhe, die auf dem Wasser wippten wie Papierschiffchen. Die Strömung zerrte an den Beinen des Toten. Denn tot musste er sein. Niemand konnte einen solchen Sturz überleben.

Jule starrte auf die Leiche, ohne zu begreifen, was geschehen war. In einer mechanischen Bewegung legte sie den Kopf in den

Nacken und blickte zur Eisenbahnbrücke hinauf. Eine Gestalt beugte sich über das Geländer des Fußwegs neben den Schienen. Der Mann trug eine dunkle Steppjacke und eine Wollmütze, ein blauschwarzer Bartschatten bedeckte seine hohlen Wangen. Er sah sie an. Jule hatte das Gefühl, als ob er mühelos durch sie hindurchblicken und ihre Gedanken lesen könnte – ein wildes Durcheinander aus Unsicherheit, Angst und Schrecken.

Der Mann, der nun tot am Flussrand lag, hatte seinen Sturz nicht durch Leichtsinns herbeigeführt. Er hatte auch nicht selbst sein Leben beenden wollen. Instinktiv erkannte sie die Verbindung zwischen den beiden Fremden – eine mörderische Verketzung, zu der nun auch sie gehörte.

Sie kniff die Augen zusammen und öffnete sie sogleich wieder. Das Gesicht über dem Brückengeländer hatte sich aufgelöst wie ein Spuk. War der Mann real gewesen oder auch nur ein Trugbild ihrer traumatisierten Seele? Jule blickte zum Ende der Brücke, wo eine stählerne Wendeltreppe nach unten zum Uferweg führte. Die obersten Stufen erzitterten unter dem Gewicht schwerer Stiefel. Gespenster trugen keine Schuhe, und sie verursachten keinen Lärm in der Welt der Lebenden.

Jule wandte sich um und flüchtete. Sie hatte etwas gesehen, das nicht für ihre Augen bestimmt gewesen war, und würde einen tödlichen Preis dafür bezahlen, wenn ihr Verfolger sie einholte.

Sie rannte, bis ihre brennenden Lungen sie zwangen, langsamer zu gehen. Immer wieder blickte sie sich um. Da sie den Mann nicht mehr sah, wuchs in ihr die Hoffnung, ihn abgeschüttelt zu haben, doch da prallte sie unvermittelt mit einer dicken Frau zusammen, die einen Rauhaardackel spazieren führte. Sie murmelte eine Entschuldigung und hetzte

weiter. Die Frau rief ihr eine Beleidigung hinterher, der Dackel kläffte wütend.

Es kann nichts passieren, nichts passieren.

Ihre hilflosen Versuche, sich selbst Mut zuzusprechen, kamen ihr im Licht dessen, was soeben geschehen war, unwirklich vor. Genauso surreal wie der Mord, den sie beobachtet hatte. Was sie gesehen hatte, musste ein Trugbild ihrer überreizten Nerven gewesen sein. Es konnte nicht anders sein. Solche Dinge passierten in Romanen oder Filmen, aber nicht im wirklichen Leben. Wenn sie jetzt umkehrte, würde sie nichts weiter vorfinden als den träge dahinfließenden Rhein – aber keine Leichen und keine finster blickenden Männer, die sie verfolgten.

Jule erinnerte sich an das Poltern auf der Wendeltreppe. Nein, was sie erlebt hatte, war real gewesen. Und daher war auch die Gefahr real, dass sie dem Toten im Rhein Gesellschaft leisten würde, wenn der Mörder sie einholte.

Sie erreichte den menschenleeren Schlossvorplatz. Der Wind wirbelte trockenes Herbstlaub über das Pflaster und heulte um die Eisenstäbe des Zauns, der den Platz zur Straße hin abgrenzte. Sie drehte sich im Kreis, bis ihr schwindelig wurde. Auf der freien, ebenen Fläche würde ihr Verfolger sie so deutlich erkennen wie einen Blutfleck auf einer weißen Tischdecke.

Auf der Suche nach einem Versteck lief sie bis zum Schloss und betrat das Foyer in der Absicht, auf der anderen Seite durch die Gartenanlagen zum Rheinufer zurückzukehren. Von dort waren es nur wenige Minuten bis zur Bushaltestelle. Sie hoffte, dass ihr Verfolger so endgültig ihre Spur verlieren würde.

Bevor sie jedoch die Glasfront auf der dem Rhein zugewandten Seite des Gebäudes erreicht hatte, fiel irgendwo

eine Tür ins Schloss. Das Echo hallte wie ein Schuss durch das leere Foyer, Schritte näherten sich. Eine raue Männerstimme summt leise eine Melodie. Ihr blieb gerade genug Zeit, um sich in den Toiletten zu verstecken. Sie verkroch sich in eine Kabine und wartete. Kein Laut drang von draußen herein. Ihr Herz pochte wild wie eine aus dem Takt geratene Standuhr.

Der Sekundenzeiger ihrer Armbanduhr umrundete mit quälender Langsamkeit das Zifferblatt. Sie konnte sich nicht ewig hier verstecken. Vielleicht hatte sie sich geirrt, und der Unbekannte im Foyer war ein harmloser Tourist. Sie hatte nicht gesehen, wie er das Schloss betreten hatte. Vielleicht gehörte die Stimme auch einem Mitarbeiter der Stadt oder einer Reinigungskraft. Vielleicht, vielleicht, vielleicht. Doch sie durfte sich nicht von einer möglicherweise falschen Vermutung leiten lassen – ihr Leben hing davon ab!

Als sie zu glauben begann, dass der Besucher das Foyer längst wieder verlassen hatte, öffnete sie leise die Kabinentür. Der Waschraum war leer. Sie schlich bis zum Toiletteneingang, zog die Tür einen Spalt auf und spähte hinaus. Der Mann, den sie auf der Brücke gesehen hatte, schlenderte durch das Foyer und spießte mit seinen Blicken jedes Detail auf. Er hatte ein asketisches Gesicht mit einer scharfen, vorspringenden Nase und dicht zusammenstehenden Augen. Von den Mundwinkeln liefen zwei Falten bis zum Kinn, die seiner Miene Ähnlichkeit mit den starren Zügen einer Marionette verliehen. Jule biss sich in den Handrücken und unterdrückte einen Schrei. Von seinem linken Ohr bis zum Kinn zog sich eine feuerrote, dünne Narbe, die ihm ein brutales und verbittertes Aussehen verlieh. Seine Hände steckten in schwarzen Lederhandschuhen. Er ballte die Fäuste und verriet damit seine innere Anspannung. Das Leder knirschte und jagte Jule einen eiskalten Schauer über den

Rücken. Diese Hände hatten einen Menschen getötet. Und sie würden es, ohne zu zögern, wieder tun, wenn ihr Besitzer die Augenzeugin seiner Tat entdeckte. In einer direkten Auseinandersetzung mit ihm wäre sie hoffnungslos unterlegen.

Er blieb in der Mitte des Foyers stehen, blickte sich suchend um und starrte dann auf den Eingang zu den Toiletten. Jule schreckte zurück und presste sich fest an die Wand neben dem Waschbecken; am liebsten wäre sie mit der Mauer verschmolzen.

Wenn er den Waschraum durchsuchte, würde er sie sofort entdecken. Hier gab es nirgendwo ein Versteck, und die Eingangstür ließ sich nicht verriegeln. Sie hörte das hohle Geräusch seiner Schritte auf den glatten Bodenfliesen – und dann plötzlich den Klingelton eines Mobiltelefons. Er blieb stehen und meldete sich mit trockener Stimme, die wie das Rascheln von verbranntem Papier klang.

Jule riskierte einen weiteren Blick nach draußen. Der Mann stand nun etwa sechs Meter links von ihr und drehte ihr den Rücken zu. Eine bessere Chance zu entwischen würde sie nicht bekommen. Lautlos schlüpfte sie aus dem Waschraum und schlich auf die Glastüren zu, die zum Rheinuferweg führten. Wenn er sich jetzt umdrehte, würde er sie sofort sehen!

Doch sie hatte Glück. Unbemerkt verließ sie das Foyer und durchquerte den Schlossgarten. So schnell ihre Beine sie trugen, lief sie am Fluss entlang. Sie wich im letzten Moment einer alten Frau mit einem Rollator aus, rempelte Passanten an und rannte kopflos weiter.

Um kurz vor fünf erreichte sie die Haltestelle am Deutschen Eck. Der Bus, den sie an grauen Tagen benutzte, war bereits vor zehn Minuten abgefahren. Sie musste auf den nächsten warten, der erst in einer halben Stunde eintreffen würde. Blieb sie

allerdings zu lange am selben Ort, stieg die Gefahr, dass der Mann mit der Narbe sie aufspürte.

Atemlos hetzte sie Richtung Innenstadt. Dort hoffte sie auf zahlreiche Passanten zu treffen, auf gut besuchte Ladenpassagen und Cafés, wo sie in der Menge untertauchen und Zuflucht finden würde. Ihre Angst vor überfüllten Geschäften und dicht gedrängten Menschenmassen war geringer als die Furcht vor dem Mörder. Er musste davon ausgehen, dass sie sich sein Gesicht eingepägt hatte, sonst wäre er ihr nicht gefolgt. Dass sie Hals über Kopf vor ihm geflohen war, würde ihm außerdem beweisen, dass sie begriffen hatte, was er getan hatte. Er konnte es sich gar nicht leisten, sie am Leben zu lassen.

Jule überquerte den Zentralplatz und betrat das Mittelrheinform. Ihre Brillengläser beschlugen in der warmen Luft. Hastig nahm sie die Brille ab und wischte sie sauber.

Da sie normalerweise jede Menschenansammlung mied, wurden ihre Sinne von der Vielzahl der Eindrücke überfordert. Menschen redeten durcheinander, ein Kind schrie mit heller Stimme, aus versteckten Lautsprechern dröhnte Musik. Über großformatige Bildschirme flackerten Werbespots. Aus einem Imbiss drang der Geruch von Frittierfett, und die Ausdünstungen zahlloser Menschen umströmten sie. Sie durfte nicht in der Halle stehen bleiben, der Mann mit der Narbe würde sie sofort sehen, falls er hierherkam. Also lief sie auf eine der Rolltreppen zu und fuhr nach oben. Orientierungslos eilte sie weiter und gelangte auf eine umlaufende Galerie, die von Boutiquen und kleinen Läden gesäumt wurde. Hier oben herrschte kaum Betrieb, aber die Geschäfte boten eine Vielzahl von Verstecken.

In der Anwesenheit fremder Menschen überkam Jule stets ein beklemmendes Gefühl, das schnell zu Schwindel- und Panikattacken führte. Sie hatte gelernt, mit ihren neurotischen Ängsten zu leben und sie als Teil ihres Selbst zu akzeptieren. Der Preis, den sie dafür zahlte, war Einsamkeit und verpasste Chancen. Die Vorstellung, fortan ein Leben auf der Flucht zu führen, ließ die unterdrückte Verzweiflung aus ihr hervorbrechen.

Vielleicht ließ der Unbekannte von ihr ab, wenn er merkte, dass sie nichts gegen ihn unternahm. Aber machte sie sich nicht selbst strafbar, wenn sie verschwieg, was sie gesehen hatte? Hatte das Opfer möglicherweise sogar noch gelebt? Hätte der Mann gerettet werden können, wenn sie nicht geflohen wäre, sondern einen Arzt herbeigerufen hätte?

Sie beruhigte sich damit, dass niemand einen Sturz aus fünfzehn Metern Höhe überlebte. Schon gar nicht, wenn er auf einen Stein prallte und ein faustgroßes Loch im Kopf hatte.

Ohne bewusst darüber nachzudenken, was sie tat, begann sie an den Schaufenstern entlangzuschlendern. So unterschied sie sich nicht von den anderen Passanten.

Jemand drückte ihr den Werbeflyer eines Speed-Dating-Cafés in die Hand, das in Kürze eröffnen würde. Hastig steckte sie den Flyer in ihre Manteltasche. Die Vorstellung, in einem solchen Café im Minutentakt die Bekanntschaft fremder Männer zu machen, erschreckte sie fast mehr als der Gedanke an das grausame Erlebnis am Fluss.

Wie konnte jemand an solch unwichtige Dinge wie Speed-Dating auch nur denken? Wie konnte überhaupt jemand an etwas anderes denken als an dunkel gekleidete Männer mit fürchterlichen Narben, die alte Menschen von Brücken warfen?

Was mochte der Alte getan haben, um bei dem Täter eine so große Wut zu erzeugen? Oder war er einfach zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen und Opfer eines Raubüberfalls geworden? Sie würde es wohl nie erfahren. Und sie wollte es auch nicht wissen. Alles sollte so bleiben, wie es war, und sich nicht verändern. Nur ein vorhersehbares, langweiliges Leben ließ sich kontrollieren. Das Chaos bedeutete Unsicherheit, Gefahr, Angst und Panik.

Sie versuchte, sich damit zu trösten, dass sie in einer großen Stadt wohnte. Über hunderttausend Menschen lebten in Koblenz. Die Chancen, dass er sie niemals finden würde, standen nicht schlecht. Er kannte weder ihren Namen noch ihre Telefonnummer und wusste nicht, wo sie arbeitete. Je länger sie sich vor ihm verbergen konnte, desto mehr würde seine Erinnerung an ihr Gesicht verblassen.

Doch dann blitzte ein neuer, erschreckender Gedanke in ihrem Kopf auf: Ihm musste nun klar sein, dass sie den Rheinuferweg zu einer bestimmten Uhrzeit benutzte. Er könnte ihr dort auflauern, morgen oder an einem anderen Tag, wenn sie nicht mehr damit rechnete. Ihr Leben war aus den Fugen geraten wie ein entgleister Zug. Und keine Macht der Welt konnte die kleine Lokomotive Jule Rahn wieder in die Spur zurückheben. Es war vorbei. Sie würde in eine andere Stadt ziehen, eine neue Arbeitsstelle suchen müssen.

Aber das war unmöglich. Einen geringfügig anderen Weg zum Labor zu nehmen, hatte sie bereits an die Grenzen ihrer psychischen Belastbarkeit geführt. Sie würde niemals in der Lage sein, ihr Leben neu zu gestalten; sie konnte lediglich Kleinigkeiten in ihrem Alltag verändern, die andere Menschen überhaupt nicht bemerken würden. Damit hatte sie selbst das Todesurteil über sich gesprochen.

Aber es gab noch eine Alternative. Die Polizei musste ihr helfen. Wenn sie die Wahrheit berichtete, würden die Beamten keine andere Wahl haben, als den Mörder aufzuspüren.

Ja, sie würde der Polizei erzählen, was sie gesehen hatte. Das war ein Ausweg! Sie würden den Mörder jagen, ihn fassen und für immer wegsperren. Dann drohte ihr keine Gefahr mehr.

Jule senkte den Kopf und verkrampfte die Finger ineinander. Nein, das würden die Polizisten nicht tun. Sie würden sie auslachen. Sie würden davon ausgehen, dass der Mann Opfer eines Unglücks war. Oder vielleicht hielten sie ihn für einen Selbstmörder. Warum sollte jemand einen alten Mann von einer Brücke in den Rhein stoßen? Die Vorstellung war geradezu lächerlich. Sie würden sie für eine hysterische alte Jungfer halten, die sich wichtigmachen wollte, die um ein bisschen Aufmerksamkeit bettelte, weil ihr Leben langweilig und fad war wie eine Tütensuppe. Wie ein grauer Tag.

Der Vorführer in Jules Kopf setzte unaufhaltsam sein destruktives Kino in Gang. Irgendwann würden sie ihre Leiche im Rhein finden, mit einem ausgefransten, tödlichen Loch im Kopf.

»Sie hat wohl doch recht gehabt«, hörte sie den Kommissar sagen. »Ein Jammer, dass wir ihr nicht geglaubt haben. Aber wer hätte das ahnen können!«

Unschlüssig, was sie nun unternehmen sollte, trat Jule an die Brüstung der Galerie. Drei Stockwerke unter ihr schimmerte der auf Hochglanz polierte Boden der Eingangshalle. Was es wohl für ein Gefühl war zu sterben? Was hatte der alte Mann empfunden, als er über das Geländer gestürzt war? Es hieß, ein Sterbender sähe sein Leben in Sekunden an sich vorüberziehen. Hatte er Zeit gehabt, um über sein Dasein nachzudenken?

Wahrscheinlich dachte man gar nichts. Es passierte wie alles andere, einfach so. Keine große Sache.

Jule beugte sich über das Geländer und schauderte. Plötzlich hatte sie das Gefühl, dass jemand ganz nah hinter ihr war und sie anstarrte. Sie fuhr herum. Graue Augen betrachteten sie teilnahmslos. Die feuerrote Narbe leuchtete grell auf der blassen Haut. Vor ihr stand der Mann, den sie auf der Brücke gesehen hatte.

2

Lucas Prinz lehnte an der Motorhaube der Rostlaube, die ihm der Gebrauchtwagenhändler in Frankfurt aufgeschwatzt hatte. Er rauchte, schlürfte lauwarmen Kaffee aus einem Plastikbecher und blickte auf die weite Ebene hinab, die sich tief unter ihm bis zum Horizont erstreckte. Obwohl er das Ziel seiner Reise fast erreicht hatte, blieb es unsichtbar: Koblenz lag unter dichtem Nebel verborgen wie ein Verstorbener unter einem Leichentuch. Nur der Kühlturm des stillgelegten Kernkraftwerks in Mülheim-Kärlich ragte wie ein kariöser Zahn aus dem milchigen Dunst. Was er sah, gefiel Prinz nicht und erschien ihm wie ein unheilverkündendes Sinnbild einer düsteren Zukunft, die ihn da unten erwartete.

Die Stadt am Zusammenfluss von Rhein und Mosel war seine letzte Chance. Wenn er den Job bei der Mordkommission ablehnte, den Staatsanwalt Kai-Uwe Beringer ihm angeboten hatte, würde er nicht einmal mehr das nötige Kleingeld besitzen, um weiterzuziehen. Dann wäre er gestrandet.

An Nachmittag dieses 2. Novembers standen vorerst nur ein Gespräch mit Beringer und ein Besuch im Polizeipräsidium an. Die Schonfrist endete morgen früh um acht.

Er trat die Kippe aus und warf den leeren Kaffeebecher in Richtung eines Mülleimers. Der Becher verfehlte den Gitterkorb, prallte vom Rand ab und rollte leise klappernd über den nassen Asphalt.

Prinz stieg in den rostigen Peugeot 106 und wunderte sich, dass der Wagen es bis hierhin geschafft hatte. Der Motor lief ungleichmäßig und klang nach ausgeschlagenen Lagern und verölten Kolben. Aber er stellte seinen ganzen Besitz dar, abgesehen von dem Armeerucksack auf dem Rücksitz und den beiden Reisetaschen im Kofferraum.

Er steuerte den Peugeot auf die Autobahn zurück und nahm die letzten Kilometer bergab in Angriff. Je tiefer er in die Nebelbank eintauchte, desto stärker wurde das Gefühl, mit dem Dunst zu verschmelzen. Schließlich schien er sich darin aufzulösen und eins zu werden mit der Anonymität der Großstadt. Aber genau darum war er hier: um zu verschwinden und die Erinnerung zu tilgen, die mit seinem Namen verbunden war.

Nach einer Stunde begann er, Koblenz zu hassen. Fluchend kämpfte er sich durch das Gewirr aus Kreiseln, unübersichtlichen Kreuzungen und Baustellen. Das Polizeipräsidium am Moselring musste inzwischen ganz in der Nähe sein. Das veraltete Navigationssystem, das der Händler ihm als Gratiszugabe zu dem Peugeot aufgedrängt hatte, war mit dem verwirrenden Muster der mehrspurigen Straßen und Abzweigungen überfordert. Zu allem Überfluss rasselte der Peugeot seit zehn Minuten wie ein lungenkranker Kettenraucher. Prinz scherte aus der Kolonne der vorwärtskriechenden Fahrzeuge aus, bog rechts ab Richtung Deutsches Eck und nahm einen neuen Anlauf.

Als er nach Auffassung seines Navis nur noch zweihundert Meter vom Ziel entfernt war, gab der 106 den Geist auf.

Prinz verfluchte den Händler und seine Not, durch die er gezwungen gewesen war, den Wagen zu kaufen, obwohl er gewusst hatte, dass er einen Haufen Schrott erwarb.

Sicherheitshalber verfluchte er gleich alles, was ihm sonst noch in den Sinn kam. Er schlug auf den Schalter der Warnblinkanlage, aber die funktionierte ebenfalls nicht mehr. Der klapprige Wagen war still und leise gestorben.

In Erfüllung seiner Pflicht im Dienst verschieden, dachte Prinz. *Scheißkarre.*

Binnen Sekunden bildete sich eine Autoschlange hinter ihm. Die Koblenzer schienen keine geduldigen Menschen zu sein, denn er sah sich mit einem wütenden Hupkonzert konfrontiert. Der Fahrer des vordersten Wagens hob in gespielter Verzweiflung die Arme und ließ sie wieder auf das Lenkrad sinken. Durch die Windschutzscheibe sah Prinz ihn schimpfen, einen fetten Mann mit Hamsterbacken und einer Brille mit Gläsern, die so dick wie Glasbausteine wirkten.

Prinz stieg aus, schlenderte auf ihn zu und klopfte an das Seitenfenster. Misstrauisch ließ der Mann die Scheibe einen Spalt hinunter.

»Tag! Wo ist denn das Polizeipräsidium Moselring?«, fragte er.

»Da vorne rechts. Wenn Sie Ihre Schrottkarre ein paar Meter schieben, können Sie's gar nicht verfehlen.«

Prinz zog seinen Dienstausweis aus der Tasche und hielt ihn dem Mann unter die fleischige Nase. Genau genommen war der Ausweis nicht mehr gültig, aber das konnte der Fettsack nicht wissen.

»Dies ist eine polizeiliche Maßnahme. Ich fordere Sie auf, Ihren Wagen zu verlassen und kräftig mit anzupacken.«

»Sind Sie aus dem Nette-Gut entlaufen?«

Prinz hatte keine Ahnung, was das Nette-Gut war. »Beeilen Sie sich – umso schneller sitzen Sie wieder in Ihrem warmen Wagen.« Er schlug beiläufig seine verschrammte Lederjacke

zurück, damit der Mann das Schulterholster mit der Dienstwaffe sehen konnte.

»Ich bin doch nicht Ihr Anschieber.«

Prinz verzog den Mund. »Da kommt ganz schön was zusammen. Behinderung einer polizeilichen Maßnahme, Beamtenbeleidigung und –«

»Schon gut.« Der Mann öffnete die Tür.

»Vergessen Sie nicht, die Warnblinkanlage einzuschalten«, sagte Prinz lächelnd.

Sie schoben den Peugeot bis zum Parkplatz vor dem Präsidium. Der Dicke legte sich mächtig ins Zeug, während Prinz locker das Lenkrad hielt.

»Vielen Dank! Nette Leute gibt's hier.«

Der Mann verknipte sich eine Antwort und stapfte mit seinen stämmigen, kurzen Beinen zu seinem Wagen zurück.

Prinz nahm den Rucksack, der seine wenigen persönlichen Habseligkeiten enthielt, und machte sich auf den Weg zu Kai-Uwe Beringer, dem Leitenden Oberstaatsanwalt. Er hasste diese Stadt. Er hasste grasgrüne Peugeots und Montagnachmittage sowieso.

Es war bereits kurz nach halb vier; damit verspätete er sich zu seinem Antrittsbesuch um mehr als eine halbe Stunde. An der Pforte erkundigte er sich nach Beringer.

»Das hier ist das Polizeipräsidium am Moselring. Die Staatsanwaltschaft befindet sich in der Deinhardpassage«, antwortete der Beamte hinter dem Schalter.

Prinz fluchte. Er hatte sich telefonisch mit Beringer abgestimmt und war davon ausgegangen, dass sich sein Büro im Präsidium befand. Wenn er wenigstens dieses eine Mal einen Blick in seine Unterlagen geworfen hätte, wäre ihm das nicht passiert.

»Ist das weit von hier?«, fragte er.

»Zehn Minuten, wenn Sie zu Fuß gehen, eine halbe Stunde, wenn Sie den Wagen nehmen.« Der Beamte reckte den Hals und schielte nach dem Peugeot. »Ich vermute, Sie gehen zu Fuß. Halten Sie sich rechts, dann wieder rechts am Görresplatz vorbei. Sie können es gar nicht verfehlen.«

Kaum hatte Prinz das Präsidium verlassen, begann es zu regnen. Er unterdrückte den Drang, einen mit Benzin getränkten Lappen in den Tankstutzen des Peugeots zu stopfen und anzuzünden. Angestrengt versuchte er, sich an die Wegbeschreibung des Pförtners zu erinnern. Dreizehn Minuten später sprach er atemlos in Beringers Vorzimmer bei dessen Sekretärin vor. Ein einzelner Schweißtropfen lief kitzelnd an seinem Rückgrat herab. Er strich sich das nasse Haar zurück und war sich bewusst, dass er im Augenblick nicht aussah wie der Mann, den der Oberstaatsanwalt erwartete.

Die Sekretärin legte den Telefonhörer auf die Gabel. »Herr Beringer wird Sie gleich empfangen.« Sie musterte ihn mit einem kritischen Blick. »Wenn Sie sich ein wenig frisch machen wollen – die Toiletten sind da vorne.«

»Danke!«

Er eilte in die angegebene Richtung, fand die Toiletten und stellte nach einem Blick in den Spiegel fest, dass er scheußlich aussah. Das dunkle Haar war klatschnass, klebte strähnig an seiner Stirn und hatte dringend einen Schnitt nötig. Auch der Bart, den er seit vier Tagen sprießen ließ, weil sein Rasierapparat den Geist aufgegeben hatte, verlieh ihm den Charme eines Kleinganoven. Er konnte sich nicht erinnern, wann er sich zum letzten Mal aufmerksam in einem Spiegel betrachtet hatte. Irgendwann in den vergangenen Wochen hatte er auch daran das Interesse verloren.

Auf seiner braunen Lederjacke hatte der Regen große Wasserflecken hinterlassen. Aber er konnte sie nicht ausziehen, weil sein Hemd von der verdammten Rennerei völlig verschwitzt war. Alles in allem sah er aus, als hätte er die letzten zwei Nächte unter einer Brücke geschlafen, und er fühlte sich auch so. Ihm kam die Idee, den Kopf unter das Warmluftgebläse des Handtrockners zu halten, aber dadurch ruinierte er seine Frisur vollends. Mies gelaunt kehrte er ins Vorzimmer zurück.

»Herr Beringer hat jetzt Zeit für Sie.«

Die Sekretärin streifte ihn mit einem Blick. Ihr Mundwinkel zuckte, als müsste sie sich ein Lachen verkneifen.

»Mein Wagen hatte 'ne Panne«, erklärte er überflüssigerweise.

»Na so ein Pech!« Sie klopfte an Beringers Tür.

Argwöhnisch überlegte er, ob sie ihn verspottete oder ihn anmachen wollte. Die meisten Frauen fanden ihn anziehend und machten keinen Hehl daraus. Dabei tat er nichts, um diese Wirkung hervorzurufen. Es war ihm einfach nur lästig.

»Herr Prinz ist jetzt da«, sagte die Sekretärin.

Sie hielt ihm die Tür auf und baute sich so auf, dass er sich an ihr vorbeiquetschen musste. Er hatte Mühe, eine Berührung zu vermeiden, und streifte leicht ihre Brust. Vielleicht würde es helfen, wenn er sich blau anmalte oder einen Sack über dem Kopf trug.

Die Sekretärin schloss die Tür hinter ihm. Beringer ging um seinen Schreibtisch herum und streckte ihm die Hand hin.

»Willkommen in Koblenz!«

»Tut mir leid, mein Wagen hatte ...«

»... eine Panne, wie ich hörte.«

Er bot ihm Platz an und setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch. »Ich werde dafür sorgen, dass Sie so schnell wie

möglich einen Dienstwagen bekommen.«

»Ich bin ziemlich überstürzt aus Westerbürg verschwunden.«

»Wäre ich an Ihrer Stelle vermutlich auch. Vergessen Sie die Provinz und auch Frankfurt, und schauen Sie nach vorn. Wissen Sie schon, wo Sie wohnen werden?«

»Ich hatte noch keine Zeit, mir eine Bleibe zu suchen.«

»Fragen Sie meine Sekretärin. Sie kann Ihnen bei der Wohnungssuche helfen.«

Na sicher, sie wird mir ihre Couch anbieten, dachte Prinz.

»Danke! Ich such mir erst mal ein günstiges Hotel.«

»Wie Sie wollen. Ich vermute, Sie haben den Verbleib Ihrer Frau noch nicht klären können?«, fragte Beringer.

»Doch, hab ich.«

Der Staatsanwalt war offenbar über das ganze Ausmaß der Sauerei informiert. Er zog fragend eine Augenbraue hoch.

»Sie ist abgehauen – Auckland, Neuseeland.«

»Und Kreuzer?«

»Der wird wohl nicht weit weg sein.«

»Ich kann mich um einen Vorschuss für Sie bemühen.«

»Danke, das ist keine schlechte Idee. Sehr ... äh ... großzügig von Ihnen.«

Beringer nickte und schlug eine dünne Mappe auf: vermutlich die unerfreuliche Personalakte von Kriminalhauptkommissar Lucas Prinz, wohnhaft in Nirgendwo.

»Sie sind ein erfahrener Ermittler mit einer hervorragenden Aufklärungsquote.«

So gut, dass die Hälfte meiner alten Abteilung jetzt im Knast sitzt oder untergetaucht ist, dachte Prinz.

»Man schätzt Ihre Arbeit im Innenministerium. Manche Kollegen in Frankfurt halten Sie freilich für einen

Nestbeschmutzer, aber ich teile diese Meinung nicht. Ich habe mich für Sie eingesetzt, weil Sie vorurteilsfrei ermittelt haben.«

Prinz wusste nicht, was er sagen sollte, also nickte er nur.

Beringer klappte den Aktendeckel zu. »Ich will Ihnen nichts vormachen. Vermutlich weiß hier im Präsidium jeder, was in Frankfurt gelaufen ist. Horst Brockamp, ihr neuer Chef, ist auf jeden Fall darüber informiert. Und er fragt sich, warum Sie freiwillig den Posten eines Dorfpolizisten annahmen.«

»Ich hatte das Gefühl, es wäre Zeit für eine Luftveränderung«, antwortete Prinz lahm. Das Gespräch war ihm unangenehm.

»Und da fiel Ihnen nichts Besseres ein als der Westerwald?«

»Äh ... leider nicht.«

»Was sollte der Mist mit dem illegalen Autorennen? Welcher Teufel hat Sie da bloß geritten, Prinz?«

»Keine Ahnung. Ist eben passiert.« Dass er sich beinahe zu Tode gelangweilt hatte, verschwieg er. »Aber es wird nicht wieder vorkommen.«

»Mm«, brummte Beringer. »Das sollte es auch nicht. Dann sind Sie nämlich endgültig draußen. Brockamp war übrigens nicht begeistert von dem Vorschlag, dass Sie Severin ersetzen sollen. Sie werden auf Widerstand stoßen. Kommen Sie damit zurecht?«

Prinz zuckte zunächst mit den Schultern, doch dann wurde ihm bewusst, dass er diese Frage bejahen musste, damit Beringer nicht an ihm zu zweifeln begann. »Klar.«

»Warum haben Sie sich nicht weiter weg versetzen lassen? In Hamburg, Berlin oder München kennt wahrscheinlich niemand Ihre Vergangenheit. Sie hätten einen leichteren Start gehabt.«

»Ob Hamburg, Koblenz oder Westerburg. Was macht das für einen Unterschied? Es spricht sich herum, wenn man Kollegen anpinkelt. Ich hab mir nie den einfachen Weg ausgesucht. Koblenz ist okay.«

»Gut, dann hätten wir das geklärt.«

Beringer fixierte ihn, als wollte er prüfen, wie weit er ihm vertrauen könnte. »Sie wissen, warum ich ausgerechnet Sie haben wollte?«

»Sie suchen einen guten Mordermittler.«

»Offiziell, ja. Und das wird auch Ihre Arbeit beim K11 sein. Tatsächlich ... habe ich noch andere Aufgaben für Sie. Ich will ganz ehrlich sein. In Brockamps Abteilung stinkt es gewaltig.«

Prinz beschlich eine böse Ahnung. »Niemand hat mich in Frankfurt bewusst auf Kollegen angesetzt. Es war nicht meine Absicht gewesen, aufzudecken, dass unsere eigenen Leute im Dreck des organisierten Verbrechens steckten.«

Beringer nickte. »Brockamp steckt ebenfalls im Dreck, er wadet darin herum wie ein Flusspferd im Schlamm. Aber er ist so clever, keine Spuren zu hinterlassen. Ich will endlich wissen, was da läuft.«

Das Spiel ging also weiter. Nichts war es mit Dienst nach Vorschrift, Feierabend um siebzehn Uhr und ab und zu ein paar Bierchen mit Kollegen, die auf seiner Wellenlänge lagen. Er zögerte und geriet in Versuchung, die neue Stelle erst gar nicht anzutreten und heimlich und leise von hier zu verschwinden. Aber er hatte keine Wahl. Nach der Sache mit dem illegalen Rennen konnte er sich noch nicht einmal um einen Schreibtischposten bei der Internen Ermittlung bemühen. Und Beringer schien das genau zu wissen.

»Wenn ich meine Nase sofort in die Angelegenheiten meiner neuen Kollegen stecke, wird das meine Beliebtheit

außerordentlich steigern«, sagte Prinz.

»Wenn Sie das stört, sollte ich mich vielleicht nach einem geeigneteren Kandidaten umsehen.«

»Nein, das ist schon in Ordnung.« Es kümmerte ihn sowieso herzlich wenig, was andere von ihm hielten. »Verraten Sie mir, warum Sie nicht die Interne auf Brockamp ansetzen?«

»Wenn die ihn in die Mangel nehmen, ist er gewarnt. Es ist mein Stall, und ich will erst wissen, wer den ganzen Mist produziert, bevor ich den offiziellen Weg gehe.«

»Brockamp wird mir kaum vertrauen, wenn er über meine Vergangenheit informiert ist.«

Beringer lehnte sich zurück. »Sie sind doch gut darin, Ihre Nase in Dinge zu stecken, die Sie nichts angehen. Brockamp war mal ein guter Mann, einer der besten. Ich will ihn nicht fertigmachen, sondern wissen, was ihn so verändert hat. Vielleicht braucht er Hilfe. Ich habe schon versucht, mit ihm zu reden, aber nichts aus ihm herausbekommen.«

»Ich denke, ich habe verstanden.«

Der Staatsanwalt schob ihm eine Visitenkarte zu. »Sie können mich jederzeit anrufen, wenn Sie Unterstützung brauchen.«

Prinz stand auf und schob den Stuhl an seinen Platz zurück. »Es wäre nützlich, wenn ich wüsste, wonach ich suchen soll.«

»Ich weiß es nicht. Es ist Ihr Job, herauszufinden, was hier so stinkt.«

»Wie begründet sich denn Ihr Verdacht?«

»Der Mann, den Sie ersetzen sollen, war Brockamps rechte Hand. Holger Severin behauptete, Brockamp stecke in einer ziemlich üblen Geschichte drin. Er würde noch etwas Zeit brauchen, dann könne er mir Beweise liefern.«

»Und warum hat er das nicht getan?«

»Er konnte nicht, weil er überraschend starb. Ein plötzlicher Herztod – beim Joggen.«

»Das nennt man Pech.«

»Oder Mord. Severin war erst vierunddreißig und kerngesund; ein Triathlet, der regelmäßig in unserer Polizeimannschaft trainierte.«

»Wurde eine Obduktion vorgenommen?«

»Der Gerichtsmediziner fand keinen Hinweis auf ein Fremdverschulden.«

»Da hat Brockamp ja mächtig Glück gehabt.«

»Das könnte man so sehen. Oder auch nicht. Passen Sie auf sich auf!«

»Werd ich machen.«

Beringer reichte ihm einen abgegriffenen Pappordner. »Das ist eine Kopie von Brockamps Personalakte. Ich dachte, sein Werdegang könnte Sie interessieren.«

Prinz nahm widerwillig die Akte entgegen. Es machte seinen Job als Maulwurf irgendwie offiziell.

»Brockamps Leute halten zusammen wie Pech und Schwefel«, sagte Beringer. »Nur zwei Kollegen gehören nicht zu seiner alten Seilschaft: Andreas Kehlmann und Jens Salzer. Beide sind erst seit einem halben Jahr beim K11. Sie können ihnen vertrauen.«

»Danke für die Information! Ich melde mich, wenn ich etwas herausgefunden habe.«

Prinz wandte sich zur Tür.

»Und noch etwas.«

»Ja?«

»Keine Alleingänge.«

»Das wird sich nicht vermeiden lassen.«

»Ich meine damit, dass Sie mich ständig auf dem Laufenden halten sollen.«

»Okay.«

Beringers Sekretärin blickte auf, als er die Tür hinter sich schloss. Ihre stahlblauen Augen blitzten auf und scannten ihn. Er kannte diesen Ausdruck, und er gefiel ihm nicht.

»Wissen Sie schon, wo Sie heute Nacht schlafen werden?«, fragte sie.

»Im Hotel.«

Sie reichte ihm ein zusammengefaltetes Blatt Papier. Wie zufällig berührten sich ihre Fingerspitzen. »Freie Wohnungen, in denen man es in Koblenz aushalten kann, sind rar. Ich habe Ihnen ein paar Adressen rausgesucht.«

»Danke!« Er steckte den Zettel ein.

»Haben Sie heute Abend schon was vor? Ich könnte Ihnen die Stadt zeigen«, bot sie an.

Ich wette, dass du das kannst, dachte Prinz.

»Ich werd erst mal auspacken. Bin ziemlich erledigt von der Fahrt. Ein anderes Mal gerne.«

»Sie werden uns sicher noch öfter besuchen. Mein Chef hat einen Narren an Ihnen gefressen«, sagte sie.

Und du nicht, was?

»Wir sehen uns dann. Ich muss ins Präsidium.«

»Viel Spaß!«

»Tschüss!«

Wenigstens hatte der Regen nachgelassen, als er auf die Straße trat. Prinz steckte sich eine Zigarette an, inhalierte tief den Rauch und ging gemessenen Schrittes zurück zum Präsidium. Er hatte es nicht eilig, seinen Job anzutreten.

Am Moselring fragte er sich zu KHK Georg Brockamp durch und fand dessen Büro im dritten Stock am Ende eines düsteren

Korridors. Das große Eckzimmer gewährte einen großartigen Blick über die City, versprühte aber den Charme eines verstaubten Aktenschanks. Gardinen und Tapeten waren so vergilbt wie Brockamps Teint. Der Marmoraschenbecher, der von der kleinen vergoldeten Figur eines Schnauzers bewacht wurde, war voller Asche und filterloser Kippen. Prinz zählte sie: Es waren genau elf.

Brockamp hob kaum den Blick von seinem Bildschirm und deutete auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. Sein nikotingelber Zeigefinger hackte auf die Tastatur ein wie der Schnabel einer Saatkrähe, die einen Regenwurm zerteilte.

Prinz musterte seinen neuen Chef. Obwohl der Mann augenscheinlich eine Zigarette nach der anderen paffte, war er nicht so dürr oder ausgemergelt wie die meisten Kettenraucher. Auf seinem kurzen Hals thronte ein breiter Bulldoggenschädel. Ein Netzwerk tiefer Falten durchzog sein Gesicht und verlieh ihm das Aussehen eines verwitterten Felsens. Das aschgraue Haar wich an den Schläfen zurück, wuchs ansonsten aber noch dicht und kräftig. Prinz schätzte ihn auf Mitte fünfzig.

»Wo haben Sie sich herumgetrieben, Prinz?«, fragte er, ohne aufzusehen.

»Ich hatte eine Panne. Mein Wagen ist liegen geblieben, deshalb kam ich zu spät zu meinem Termin bei Staatsanwalt Beringer.«

»Seien Sie morgen pünktlich, oder Sie kriegen Ärger. Wir fangen hier um acht Uhr an.«

»Okay.«

Brockamp sah ihn zum ersten Mal an. Seine hellen Augen hatten die Farbe eines nebligen Novembertages. Er zündete sich eine filterlose Zigarette an und hustete gleich beim ersten Zug.

»Ich weiß über Sie Bescheid, Prinz. Jeder im Präsidium weiß über Sie Bescheid.« Er lehnte sich zurück und stieß eine Rauchwolke aus.

Prinz hatte auf eine echte Chance gehofft, auf einen unbelasteten Neuanfang. Aber die Polizei war wie eine große Familie. Wer ins eigene Nest pinkelte, riskierte es, für den Rest seiner Laufbahn als schwarzes Schaf verschrien zu sein.

»Ich gebe nicht viel auf Gerüchte«, meinte er, »die Leute reden viel.«

»So, tun sie das? Ich sage Ihnen was, Prinz: Ich wollte Sie hier nicht haben, aber Beringer hat sich im Innenministerium für Sie eingesetzt. Weiß der Teufel, was ihn dazu getrieben hat.«

Brockamp beugte sich drohend vor, sein Atem stank nach Nikotin und kaltem Kaffee. »Ein Alleingang, und ich Sorge dafür, dass Sie draußen sind.«

»Hab ich nicht vor. Sie bestimmen die Regeln.«

»Ganz recht. Jeder hier weiß, dass Sie in Frankfurt vier unserer eigenen Leute hochgehen ließen. Und glauben Sie mir, so was gefällt niemandem.«

»Ich hab nur meine Arbeit gemacht.«

»Mit solchen Aktionen schafft man sich keine Freunde unter Kollegen.«

»Aber saubere Luft.«

Brockamp drückte die Kippe im Aschenbecher aus.

»Ich sage Ihnen, wie es bei uns läuft. Sie bleiben an mir kleben wie ein Schatten. Ich will jeden Abend einen schriftlichen Bericht von Ihnen. Ist das klar?«

»Völlig klar.«

»Sie wollten eine Chance – bitte, Sie bekommen eine, auch wenn ich dagegen war. Ich kann einen Mann mit Ihren Fähigkeiten gut brauchen. Und ich will nicht unfair sein.

«Bleiben Sie immer schön in der Reihe, dann sind alle zufrieden.»

»Rüssel an Schwanz«, sagte Prinz.

»Ich sehe, wir verstehen uns. Genug gequatscht. Es gibt Arbeit. Wir haben einen Leichenfund am Rhein. Und wir sollten längst dort sein.«

Brockamp schob seinen Sessel zurück und stand ächzend auf. »Ihr Vorgänger war ein verflucht guter Polizist, und er hinterlässt eine schmerzliche Lücke. Ich brauche also dringend Unterstützung – und zwar jetzt schon. Und kommen Sie mir nicht mit Vorschriften. Ich weiß, dass Sie offiziell erst morgen anfangen.«

»Ich hatte gehofft, heute noch Zeit zu finden, mir eine Bleibe zu suchen.«

»Das können Sie anschließend erledigen.«

Prinz bemühte sich, ihn nicht anzustarren. Der bullige Mann war ein Sitzriese, wie sich nun zeigte. Sein Oberkörper fiel gegenüber seinen Beinen unnatürlich lang aus. Mit seinen Dackelbeinen reichte Brockamp ihm kaum bis zur Schulter.

Sie fuhren mit dem Lift nach unten. Auf dem Parkplatz vor dem Präsidium blieb Brockamp neben einem dunkelgrauen Passat stehen und warf Prinz die Autoschlüssel zu.

»Sie fahren.«

Nette Stadt, nette Kollegen. Ich könnte kotzen, dachte Prinz. Oder umdrehen und Koblenz verlassen.

Es gab nur einen einzigen Grund, warum er blieb. Er war pleite. Deshalb brauchte er dringend einen Stadtplan.

3

Er trug noch immer die Wollmütze. Seine Augen waren grau und kalt wie zwei Kieselsteine. Von seinem linken Ohr zog sich eine dünne feuerrote Narbe bis zum Kinn. Seine schwarzen Lederhandschuhe knirschten, als er das polierte Stahlrohr des Geländers umfasste. Jule fragte sich, wie viele Kehlen diese Hände für immer zgedrückt hatten. Er beugte sich über die Brüstung und warf einen Blick in die Tiefe.

»Heute ist nicht gerade dein Glückstag.« Er schürzte die Lippen und betrachtete sie abschätzend. »Was mache ich jetzt nur mit dir?«

Jule konnte nicht sprechen, ihr Mund war vor Angst und Entsetzen staubtrocken. Sie schluckte und räusperte sich umständlich.

»Ich ... ich ...«, stammelte sie schließlich.

»Sag mir, was du gesehen hast.«

»Wa-was gesehen? Ni-nichts. Ich weiß nicht ... wovon Sie sprechen.«

Verzweifelt sah sie sich um. Nur wenige Einkaufslustige hatten sich in die dritte Etage verirrt. Ob ihr jemand zu Hilfe kommen würde, wenn er Gewalt anwendete? Eher nicht. Immer wieder las sie über Leute, die sich beim Anblick von Gewalttätigkeiten wegdrehten und davonliefen, weil sie in keine unangenehme Sache hineingezogen werden wollten. Eine schreckliche Angst stieg in ihr auf. Der Mann neben ihr hatte einen Menschen getötet, ohne mit der Wimper zu zucken. Er

begann, die Melodie zu summen, die sie vorhin schon im Foyer des Schlosses gehört hatte.

Er überlegt, wie er mich am besten töten kann, dachte sie. Er sieht kräftig und durchtrainiert aus.

Sie in die Tiefe zu stürzen – das wäre für ihn nur eine Fingerübung.

Unwillkürlich entfernte sie sich von der Brüstung. Ihr war übel. Sie befürchtete, sich übergeben zu müssen. Belustigt verfolgte er ihre hastigen Bewegungen.

»Vielleicht bist du nicht so dumm, wie ich dachte.« Er verzog die Lippen zu einem Grinsen und entblöbte ungepflegte Zähne. Die Narbe spannte und kräuselte sich wie eine stachelige Raupe, das sich an seiner Wange festhielt.

Sie schüttelte stumm den Kopf und hielt eine Hand vor den Mund.

Sein Feixen verschwand. »Kotz mir bloß nicht die Klamotten voll!«

Sie nahm die Hand vom Mund, knetete nervös ihre Finger und wagte es nicht, seinen Blick zu erwidern.

»Was wirst du tun, wenn die Polizei bei dir aufkreuzt?«

»Warum ... sollte ... die Polizei zu mir kommen?«

»Weil die alte Vettel mit dem Dackel gesehen hat, dass du abgehauen bist. Sie wird der Polizei deine Beschreibung geben.«

»Aber ich hab doch nichts –«

»Ich mag's nicht, wenn man mich für dämlich hält«, unterbrach er sie. »Also, was wirst du sagen?«

»Ich hab gesehen ... wie ein Mann ...« – sie verschluckte sich und hustete – »wie ein Mann von der Brücke gefallen ist.«

»Sonst nichts?«

Sie schüttelte den Kopf und starrte dann auf die zitronengelbe Brüstung, die mit weißen, ineinander

verschlungenen Linienmustern verziert war. Jule begann sie zu zählen. Warum konnte er nicht einfach verschwinden?

Der Mann trommelte mit den Fingernägeln einen Takt auf das Stahlgeländer. Es klang, als ob eine fette Spinne mit ihren harten Chitinbeinen über einen Parkettboden krabbelte. Alles an ihm verriet Kaltblütigkeit, Entschlossenheit und Effizienz. Er würde kein Risiko eingehen und sie deshalb niemals gehen lassen. Jule hatte gehofft, inmitten der Menge Sicherheit zu finden, aber sie hatte sich geirrt. Die Anonymität der Einkaufsgalerie würde ihr Tod sein.

»Du bist hübsch ...«, sagte er, »ein bisschen schmal zwar, aber sinnlich, vor allem die Lippen.« Er beugte sich vor und studierte sie wie einen Schmetterling, den ein Sammler mit einer Nadel auf ein Blatt Papier gespießt hatte. »Ich glaub, ich werde dich ficken, bevor ich dich töte. Was meinst du? Würde dir das gefallen?«

Jule konnte nicht antworten. Nicht mehr sprechen oder sich bewegen. Das Blut in ihren Adern schien sich schlagartig in Eiswasser zu verwandeln.

»Das hast du doch noch nie gemacht, oder? Dann hast du wenigstens ein bisschen Spaß, bevor ich dir die Lichter ausdrehe. Ich glaube, ich werde dich erdrosseln. Am besten mit einem Seidenschal. Du wirst sehen, es wird dir gefallen. Der Sauerstoffmangel wird dich euphorisch machen. Du wirst einen Orgasmus haben. Ich wette, du hattest noch nie einen.«

»Ich ... werde niemandem was erzählen.« Das Blut rauschte in ihren Ohren, ihre Eingeweide zogen sich krampfhaft zusammen. »Ich hab ... auch gar nichts gesehen.«

»Mmh. Ich glaub nicht, dass ich dich laufen lassen kann. Die Bullen werden sofort merken, dass du sie belügst. Sie ziehen dir die Wahrheit in fünf Minuten aus deiner hübschen Nase.«

»Mir ist schlecht«, würgte sie hervor.

»Glaub ich gern«, sagte er und grinste. Die Narbe schien mitzugrinsen.

Niemals zuvor hatte sie solche Angst empfunden. »Ich muss mal zur Toilette.«

»Vergiss es! Wir gehen jetzt zusammen hinaus wie zwei gute, alte Freunde.«

»Ich ... gehe ... nicht mit Ihnen.«

Der Mann blinzelte spöttisch und beugte sich über das Geländer. »Das gibt 'ne ziemliche Sauerei, wenn du da unten aufschlägst. Dein Kopf platzt auf wie ein Kürbis, und dein bisschen Hirn spritzt nach allen Seiten. Ich lasse dir die Wahl. Entweder kommst du mit und erlebst noch was ... oder du wirst jetzt gleich sterben.«

»Ich werde schreien.«

Mit einer schnellen, fließenden Bewegung war er bei ihr und drängte sich dicht an sie. Jule roch seinen sauren Atem und spürte einen Stich in der linken Seite.

»Schreien willst du? Wenn ich zusteche, genau zwischen der zweiten und dritten Rippe, dann zischt die Luft aus deinen Lungen heraus wie aus einem platten Reifen. Dann schreist du nicht mehr.«

»Wer sind Sie?«

»Jemand, den du dummerweise bei der Arbeit gestört hast.«

Er hakte sich bei ihr unter und zerrte sie zur Rolltreppe.

»Komm jetzt!«

Jule gehorchte. Seine Finger gruben sich schmerzhaft in ihren Oberarm. Panisch suchte sie nach einem Ausweg. Wieder hatte sie das Gefühl, vom Rest der Welt durch eine gläserne Wand getrennt zu sein. Sie schrie um Hilfe, aber niemand hörte sie. Ihre flehentlichen Rufe existierten nur in ihrem Kopf.

Passanten zogen an ihr vorbei wie Plastiktauben auf einem Kirmesschießstand: eine dicke Frau in einem roten Wintermantel und mit einem quengelnden Kind an der Hand, ein Pizzabote mit Pappschachteln und ein Mann mit einem Pflaster auf der Nase. Nie zuvor war ihr aufgefallen, wie viele Menschen in der bunten Welt ihrer Smartphones versunken waren. Niemand erwiderte ihre Blicke. Unbemerkt nahm Jule die Rolltreppe hinab in die Hölle.

Sie fand kaum Zeit, einen klaren Gedanken zu fassen. Er schob sie durch das Foyer, die Glastüren glitten zur Seite. Der Wind peitschte ihr kalten Regen ins Gesicht. Jules Hoffnung erfüllte sich nicht; nur wenige Menschen überquerten, halb unter Regenschirmen verborgen, den Zentralplatz.

»Wohin bringen Sie mich?«, fragte sie.

»Wart's ab!«

»Lassen Sie mich gehen! Ich werde niemandem etwas erzählen.«

Er antwortete nicht und trieb sie auf eine Fußgängerampel zu. In der Rushhour floss der Verkehr träge, immer wieder bildeten sich Staus. In der Ferne entdeckte sie ein Taxi, das auf der gegenüberliegenden Straßenseite in ihre Richtung fuhr. Jule entschloss sich zu einer Verzweiflungstat. Wenn sie nichts unternahm, würde sie sterben. Hatten sie erst einmal die belebte Zone um den Zentralplatz verlassen, verschlechterten sich ihre Fluchtchancen drastisch.

Das Taxi war noch etwa hundert Meter entfernt, der Verkehr stockte. Wenn sie den richtigen Moment erwischte, könnte sie es schaffen.

Ein Fahrradkurier in einer neonfarbenen Regenjacke raste auf seinem Bike quer über den Platz, ohne auf Hindernisse zu achten. Er wich in einem halsbrecherischen Manöver einem

Blumenkübel aus, streifte anschließend den Arm des Killers und brachte ihn so aus dem Gleichgewicht. Für einen Augenblick lockerte sich sein Griff.

Jule riss sich los und rannte um ihr Leben.